

Gott und die Völker

Autor(en): **Matthieu, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **8 (1914)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-133288>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in der Gegenwart ganz besonders brauchen und die wir besonders pflegen sollten, neben all dem bloß persönlich verstandenen und anwendbaren Erbauungschristentum.

Damit hängt nun auch die vorwärtsschauende, hoffende Frömmigkeit aufs engste zusammen. Wir haben oben von Wandlungen gesprochen, die der Krieg mit sich bringt. Genauer besehen sind es ja zunächst nur Zerstörungen, die der Krieg anrichtet, endlose Zerstörungen an Fleiß und Arbeit, an Gut und Blut der Menschen. Was alles mit in den Zusammenbruch hinein gerissen wird, wissen wir nicht, eben so wenig, was dann Neues an dessen Stelle treten wird. Eines ist sicher, daß der Krieg, der mit so viel Lüge und Heuchelei inszeniert und geführt wird, nun vor aller Welt — eine bittere Ironie — dazu verhilft, die Heuchelei der sogenannten christlichen Völker, zu entlarven und ihnen die Maske der Humanität vom Gesicht zu reißen.

Man schämt sich ordentlich für die vor dem Islam und dem Heidentum bloßgestellte Christenheit. Ist nicht dieses Gericht, das über uns ergeht, ein wuchtiger Appell an das Gewissen der verschiedenen Kirchen, ganz anders als bisher ohne Ehrgeiz und Menschenfurcht vor allen Dingen zu trachten nach dem Reich Gottes und sich nicht zu verkaufen an die Mächte der Welt. Wir glauben, es werde auch eine neue geläuterte, gefäuberte Christenheit erstehen; das Gericht wird die Menschen zwingen, die ganze Gesellschaft auf besseren, gerechteren Grundlagen aufzubauen und sie so dem Ziel näher führen. Aus den Ruinen muß neues Leben erblühen.

Es ist bei allem Grauenhaften doch eine große Zeit und wir wollen uns freuen, in derselben leben zu dürfen. Dieser Ton der Freude über das, was kommen soll, darf in unserer Frömmigkeit auch nicht fehlen.

L. Stückelberger.

Gott und die Völker.

Schwere Zeiten bringen schwere Aufgaben mit sich. Aber in diesen schweren Aufgaben, die ernst, gebieterisch an uns herantreten, liegt etwas Hebendes, ein kräftiger, männlicher Trost. Läßt die heutige Stunde solche Aufgaben zu, gewährt sie uns diesen Trost? Man kann die Frage aufwerfen, man kann denen, die sie verneinen, nicht einmal zürnen. Die ganze Lage ist noch so unklar, so unsicher. Können wir etwas anderes tun, als die ersten Gebote der Solidarität erfüllen, die unmittelbare Not lindern helfen?

Vom allerhöchsten Gesichtspunkt ausgehend, zweifeln wir nicht, daß sich aus der furchtbaren Zerstörung heraus etwas Neues bildet. Wenn sich die dämonischen Kräfte ausgetobt haben, hoffen wir, neue Ansatzpunkte zu finden für ein neues Wirken, hoffen wir, daß Gott uns neue Möglichkeiten eröffnen werde, in seinem Dienste

zu arbeiten. Aber wie weit wird diese Selbstzersehung einer Welt gehen, die für Gott nicht mehr Raum läßt? Wird sie ein entscheidendes Selbstgericht dieser Welt werden, eine definitive Abrechnung, nach der man energisch einen Neuanfang machen kann? Müssen wir nicht auch mit der Möglichkeit rechnen, daß die dämonischen Kräfte, die jetzt die Stunde regieren, noch weiter bestehen werden, daß sie noch lange nicht den Höhepunkt erreicht haben, der zugleich Beginn des Zerfalls ist? Bange, schwere Fragen. Wer auf eine deutliche Antwort wartet, bis er sich neuen Aufgaben erschließt und sie energisch in Angriff nimmt, der kann lange warten.

Zu diesen rein menschlichen, aber menschlich recht verständlichen Rücksichten kommt noch etwas anderes. Etwas, das zunächst den Gedanken an das eigene Tun zu lähmen scheint. Gott redet. Gott redet im Sturm, weil wir es verlernt haben, ihn anders zu vernehmen. Aber soll der Mensch nicht schweigen, wenn Gott so redet? Es scheint fast ein Gebot der Ehrfurcht zu sein, zu schweigen, damit Gott desto mächtiger reden könne. Je tiefer unser ganzes religiöses Leben und Empfinden ist, desto weniger werden wir uns auch diesem Sehnen verschließen können, Gott reden und walten zu lassen, bis wir klarer sehen, was er von uns verlangt, vor was für Entscheidungen er uns stellt, gegen welche Feinde er uns führt.

Damit ist auch gesagt, von welchem Gesichtspunkte aus wir unsere Aufgaben ins Auge fassen. Die Stunde steht für die Völker im Zeichen der Buße, der Selbstbesinnung. Die heutige Menschheit braucht sich nicht zu schämen, daß sie sich schämt. Nur das Fehlen des Schamgefühles ist eine Schmach, bei allen, ohne Unterschied, beim Besiegten wie beim Sieger, bei denen, die am Boden liegen, wie bei denen, die auf sie treten. Die Stunde ist noch nicht gekommen, die einzelnen Verantwortlichkeiten genauer abzuwägen und zu bestimmen; aber die Stunde ist schon da, den Gedanken an die ungeheure Kollektivschuld der Menschheit aufrichtig ins Auge zu fassen und sich persönlich als Mitschuldigen zu bekennen. Wer Gott in diesen Tagen erlebt, wird kaum der ganzen Schwere dieses Gedankens ausweichen können. Es ist sehr leicht zu sagen, daß Gott alles, was jetzt geschieht, gewollt hat, und darin einen Trost zu suchen. Ganz anders schwer und unbequem ist die Frage, ob dies alles nötig und Gottes Willen gewesen wäre, wenn wir uns nicht so jämmerlich von ihm abgewandt hätten. Erst diese Frage führt uns zum Brennpunkt.

An diesem Gefühl der Buße soll alles weitere orientiert sein. Aber gerade wenn man heute durch diese furchtbaren Erschütterungen wieder zum tieferen religiösen Empfinden gelangt, macht man auch die Erfahrung, daß diese aufrichtige Stimmung nicht erdrückend, sondern befreiend wirkt. Alle sentimentalen, schwächlichen Entartun-

gen der christlichen Buße sollen uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß im Christentum dem „Werde“ das „Stirb“ vorangeht. So wird auch unser Wiederanfang um so kräftiger und kühner sein, je tiefer wir in uns gehen und die ungeheuren Verirrungen und Verschuldungen der Menschheit als die unsern empfinden. Die christliche Paradoxie erlaubt uns, gerade aus dem überwältigenden Gefühl, daß Gott nun zu reden, zu walten und zu bestimmen hat, die fruchtbarsten Anregungen für unser Denken und unser Tun zu schöpfen.

Gottes Kritik ist darum die schärfste, weil sie die fruchtbarste am meisten neuschaffende ist. Er vernichtet nicht, ohne mit neuem Leben zu erfüllen. Seine Gerichte sind Neubildungen. In dem Maß als uns durch Gottes Gericht eine Welt in Trümmer zer schlagen wird, in dem Maß fließt uns auch die Gewißheit zu, daß es eine neue geben kann, in dem Maß wächst auch unser Wille, daran zu arbeiten und gegen alles zu kämpfen, was sie unmöglich macht. Darum verlieren wir weniger als je den Mut zum Vorwärts; darum sind wir weniger als je geneigt, unsere Hoffnungen aufzugeben. Und damit ergeben sich aus der Tiefe der aufrichtigen Bußstimmung neue Aufgaben, neue Ziele, denen nicht nur die äußere Lage, sondern der eigene Wille, reiner zu wirken, die Arbeit noch tiefer zu begründen, etwas Neues verleiht.

Die ganze Zeit bringt es mit sich, daß wir nicht an unsern höchsten Zielen festhalten können, ohne schwere Kämpfe zu bestehen. Kampfperioden verlangen Kämpfe, gerade wenn man die veräußerlichte Auffassung des Kampfes überwinden möchte. Solche Erschütterungen und Umwälzungen schaffen nicht nur aus der Zersekung heraus Neues, sondern bilden auch einen Boden für die schwersten Rückfälle und Entartungen. Wir sehen es um so deutlicher, je näher wir Gott zu stehen trachten. Je aufrichtiger der Wille ist, die heutigen Erschütterungen als göttliches Gericht zu erleben, aus tiefster Selbstbesinnung heraus, und die ganze zukünftige Arbeit an einem reinen, hohen Begriff von Gott zu orientieren, desto mehr sieht man sich in die Kampfstellung getrieben gegen alles, was Gott mit der Welt, über die er Gericht hält, verquickt und kompromittiert. Je tiefer die Einsicht in die Gottlosigkeit und Schmach unserer Kultur ist, je leidenschaftlicher der Wille ist, sich in Gottes Dienst zu stellen zum Bau einer neuen Welt, desto gebieterischer wird auch die Pflicht, sich gegen alles zu wenden, was aus anderen Stimmungen heraus schafft als aufrichtige Selbstkritik und Buße. Wenn Gott eine Welt des Blutes und des Schmutzes von sich schüttelt, so soll er nicht selber mit ihrem Blut und ihrem Schmutz besudelt werden. Gott überläßt die Völker dem Geist des Wahnsinns, damit sie sehen, wozu sie der Wahnsinn führt. Nur sollen sie sich nicht auf ihn berufen bei dem, was in Selbstverblendung und arroganter Ueberhebung geschieht. Unsere einzige Hoffnung ist, daß er, der so un-

endlich hoch erhaben ist über die Welt, uns einmal aus allem herausreißen kann, an dem wir jetzt zu Grunde gehen, aus Kriegswahnsinn, Machttaumel und rohem Nationalegoismus. Aber was wird aus dieser Hoffnung, wenn man Gottes Machtbereich in die Grenzen einer Nation bannt, wenn man sein Walten in dem Sieg des einen, in dem Zermalmen des andern erblickt — von welcher Seite es geschehe, in welcher Sprache es gesagt werde? Was wird aus dem Gottesreich, wenn wir in brutale, bornierte Nationalreligion zurückfallen? Was bleibt uns heute, wenn uns die einzige Kraft entrissen wird, die groß genug ist, nicht durch Sieg und Niederlage, nicht durch Sturz und Triumph den Krieg zu beenden, sondern durch die Ueberwindung der Gegensätze zwischen den Völkern, durch die Vernichtung des Krieges selber? Wir bestreiten nicht, daß jedes Volk das Recht hat, sein Leben und dessen kräftige Entfaltung zu dem göttlichen Willen in Beziehung zu bringen. Aber ist damit das Recht gegeben, in der Vernichtung dessen, was angeblich der inneren Entfaltung des Volkslebens im Wege steht, oder in den Angriffen, die man gegen andere Völker führt, Gottes Hand zu sehen? Gott hat seine Art, mit dem Leben, dem Steigen und Fallen der Völker in Beziehung zu treten; er kann in der Niederlage sehr nahe und im äußeren Sieg sehr ferne sein, namentlich wenn der Sieg der Arroganz und Selbstüberhebung Vorschub leistet. Es gibt darum keine so unstatthafte Abgrenzung seiner Wirkungssphäre wie das Verfahren der Kriegstheologie, die als schlimmste aller naseweisen Theologien so genau weiß, mit wem er gehen wird, wessen Sieg sein Sieg ist, wen er demütigt, und wen er erhebt, und die so unendlich plump das Maß des göttlichen Waltens an der Größe der äußeren Waffenerfolge mißt. Sie verkennet das Tiefste und Feinste am göttlichen Walten, die wunderbare Art, wie Gott auf seine Weise, unabhängig von unseren plumpen Maßstäben zu den Seelen der Völker wie zu denen der Einzelnen in Beziehung tritt, sie zu heben und lenken weiß. Man kann sich angesichts gewisser Aeußerungen der letzten Zeit fragen, ob die Kriegstheologie nicht gottloser ist, als der Atheismus. Schlimmer, als Gott zu ignorieren, ist es, sich bei allen Roheiten und, menschlich gesprochen, „notwendigen“ Uebertretungen aller göttlichen Gebote auf Gott zu berufen.

Diese Anschauungsweise macht sich in der letzten Zeit breit, daß man im Namen des Evangeliums dagegen Stellung nehmen muß. Den Völkern ziemen jetzt Gedanken der Buße, nicht die Vorstellung, daß sie als Vollstrecker des göttlichen Willens „Gerichte“ an einander vollziehen.

Es gibt wohl kein schlimmeres und traurigeres Zeichen für den Tiefstand des religiösen Empfindens unserer Kultur, als die Art, wie sich aus der Blässe des abstrakten Gedankens, aus dem blutarmen Ideal so plötzlich eine persönliche, lebendige Gottheit ent-

wickelt hat, eine Gottheit freilich, die nur darum nicht mehr abstrakt und blutarm ist, weil sie auf einmal blutdürstig geworden ist. Dem fernen Gott kommt man aber nicht nahe, wenn man sich um einen Kriegsgott schart. Und wir, die wir an den lebendigen Gott glauben und nur von ihm etwas erwarten, können darin nur einen Rückfall in religiöse Barbarei erblicken. Den fernen, uns abstrakt, „ideal“ gewordenen Gott können wir nur durch den nahen, lebendigen, persönlichen Gott verdrängen, der aber nicht ein Gott des Krieges ist, sondern für den der Krieg die Entfaltung der widergöttlichen Kraft bedeutet.

Wir schätzen unsere Neutralität hoch ein. Wo in der Schweiz ein weiter Blick, ein klares Urteil und Sinn für unsere besonderen Aufgaben vorhanden sind, sieht man in ihr ein teures, hohes Gut, das man treu bewahren und sorgfältig hüten muß. Nicht wegen der Vorteile, die sie uns bringt, nicht aus Angst vor den Gefahren, die sich einstellen, wenn man einseitig Partei ergreift, sondern weil wir in ihr die Grundlage einer Gesinnung erblicken, die in der Zukunft, gerecht und wahr, mit warmer Sympathie für das Edle, was in jeder Nation vorhanden und mit gerechter Kritik dessen, was nach den höchsten Werten bemessen, zu verabscheuen ist, ein nicht wertloses Verbindungsmoment bedeuten kann. Gewiß ein schwacher Schimmer in der Nacht, die uns umhüllt. Aber ist es unstatthaft, diesen schwachen Schimmer zu brauchen, um sich zum Glauben an den Lichtstrahl zu erheben, der allein die Nacht verscheuchen kann? Gibt es nicht eine erhabene, göttliche Neutralität, die nicht zuwartet, sondern schafft, sich nicht zu verteidigen braucht, sondern auf die Ueberwindung der nationalen Gegensätze arbeitet. Sie ist nicht etwas Schwächliches, Passives, sie ist nicht die Machtlosigkeit inmitten der Mächte, sie ist die höchste Macht, die sich die letzte Instanz vorbehält und auf ihre Art richtet, hebt und stürzt. Sie kann an Siegern und Besiegten ihre furchtbaren Strafgerichte vollziehen; und etwas kann sie, zu dem sie allein im Stande ist, sie kann alles sammeln und aufrichten, was in jedem Volk Hohes und Reines vorhanden ist, was fähig ist, nicht den Gegner zu überwinden, sondern die eigenen rohen Machtinstinkte zu erlösen. Das ist die schaffende Neutralität Gottes. Diese Neutralität Gottes ist unser Halt, unser Glaube, unsere Hoffnung. Sie allein gibt uns den Maßstab der Beurteilung, die Orientierung. Sie treibt uns vorwärts. Sie läßt uns an einen ganz anderen Ausgang glauben, als die äußere Ueberwindung eines Gegners durch den andern. Wenn der Glaube an sie uns weite Perspektiven öffnet, können wir nicht mehr Gottes Walten mit dem Sieg oder Fall eines Volkes, einer Partei unzertrennbar verknüpfen. Wenn ihre Größe und Reinheit es uns angetan hat, kommt uns alle Kriegstheologie, von welcher Seite sie kommen möge, als Lästerung vor, als Lästerung Gottes, der allein größer ist als jedes einzelne Volk,

weil er größer ist als alle. Erst der Glaube an Gottes volle Größe und Erhabenheit über alle Kräfte, Völker, Strömungen, die im heutigen Kampfe engagiert sind, erlaubt uns, die Zukunft ruhig und zuversichtlich ins Auge zu fassen. Darum werden wir diesen Glauben nie aufgeben. Nicht daß Gott dazu unser bedürfte, sondern weil wir noch mehr leiden und noch tiefer sinken würden, wenn wir ihm untreu würden. Er ist der letzte Halt einer im Blut ertrinkenden Menschheit.

J. Matthieu.

Etwas, was zu tun ist.

Wenn man versucht, sich irgendwie mit den jetzigen Ereignissen auseinanderzusetzen, so kommt man doch immer wieder — wie Erlösung suchend — zu dem Glaubensschluß: hier muß ein gewaltiges Ende und ein großer Anfang sein. Es kann gar nicht anders sein, solche Zeiten können unmöglich ohne ungeheure Wirkungen über uns dahingehen. Könnten sie es, dann müßte es tot und traurig um die Menschheit bestellt sein! Wir haben wohl früher bisweilen fast resignieren wollen, wenn wir die Willensbewegungen der Menschen wie einen trägen Strom in alten Bahnen dahinfließen sahen, und nur so selten ein lebendiges Strömen und Aufwallen; wenn wir die so mannigfaltig verschlungenen und verketteten kleinen und großen Interessen überall fühlten, die mit zäher Festigkeit am Althergebrachten hingen, von dem wir doch loszukommen hofften. Wie soll da einmal Leben hineinkommen, wie sollen solche Verbindungen sich lösen?

Nun ist uns der Kleinglaube von einem Sturmwind hinweggefegt worden. Leben, unheimliches Leben ist da, und mit unerbittlicher Gewalt werden da Interessenverflechtungen aller Art zerrissen, die wir so fest meinten, werden alte „Werte“ in Nichts zerblasen. Das erkennen wir jetzt: was uns mächtig erschien, kann durch große Erschütterungen zunichte werden. Heute sind es Erschütterungen furchtbarer Art, Stürme, die zunächst nichts als Vernichtung zu bringen scheinen, die uns lehren müssen, daß nichts unbesiegbar und allmächtig ist von derartigen Mächten. Dürfen wir daraus nicht die Hoffnung schöpfen, daß es auch andern Erschütterungen, Stürmen, die aus anderem Geiste wehen, gelingen muß, Bollwerke niederzureißen, die wir für uneinnehmbar halten?

Solche Hoffnungen brauchen wir jetzt! Denn, so gänzlich ungewiß der Ausgang dieser Ereignisse auch noch ist, so unabsehbar ihre Folgen, so scheint doch wenig dafür zu sprechen, daß uns diese Zeit direkt unseren Zielen näher bringen kann. Die großen wirtschaftlichen Depressionen, die keinem Lande erspart werden, die furchtbare Not, die dem Volke überall droht, dies alles wird eher die feindlichen